

Zur Geschichte der älteren Glasindustrie in Wien.

Von Albert Ilg.*)

Den ältestbekanntesten Bevölkerungen des Donaugebietes ist das Glas, entweder als eigene Fabrikation oder Import, bereits keine fremde Sache, wie zahlreiche Anticaglien erweisen. An Orten, wo ein gewisser Kulturgrad im Verein mit günstiger Beschaffenheit des Bodens es so frühe auftreten lassen, wird die Bestimmung eines ersten Beginnes zu den Unmöglichkeiten gehören. Da reiht sich seine Produktion jener der gewöhnlichen Stoffe, Geräte und Werkzeuge an, deren Alter mit der dunklen Vorgeschichte dieser Stämme in gemeinschaftlicher Verborgenheit sich verliert. Demgemäß kann auch von besonderen Fertigern des Stoffes nicht die Rede sein, gleich allem und jedem schuf es in diesen primitiven Zeiten jeder selbst, der es bedurfte. Die Mönche, wie die kostbaren Berichte des ehrwürdigen Altmeisters Theophil dartun, waren nicht nur Glasmaler, sondern auch ihre eigenen Glasbrenner. In Oesterreich blieb die edle Glasmalerkunst lang in priesterlichen Händen, selbst noch 1425 tut sich der Pfarrer von Hollabrunn in derselben hervor.

Doch kehren wir zur Glasbereitung zurück, deren Geschichte in Oesterreich diese Notizen allein gewidmet sein sollen. Wengleich alle sichere Kunde aus so dunkler Periode fehlt, so scheint sie doch früh in Oesterreich zeitweilig von einiger Bedeutung gewesen zu sein, da schon unter den sächsischen Kaisern das Glas als einer der Tauschartikel genannt wird, durch welche zwischen der Mark und Ungarn Handelsverkehr unterhalten wurde. Damals war das uralte Lorch das wichtigste Emporium für diese Gegenden.

Jene französischen Mönche, die im einsamen Walde das Kloster zum h. Kreuze errichteten, sind in jeder Hinsicht Befolger der Regeln von Theophil's *Schedula* gewesen. Auch ihr Glas hatten sie sich ohne Zweifel selbst bereitet; in Klosterneuburg und den übrigen Orten wird es nicht anders gewesen sein. In den Klöstern wurzelte alte Technik und Kunstübung überaus zäh; wie z. B. Theophilus trotz seiner Geschicklichkeit im Glasbrennen für Laternen Hornstäpfelchen zu verwenden lehrt und derlei Vorrichtungen noch nach Jahrhunderten in Anwendung getroffen werden. So befindet sich unter andern in Laxenburg ein zehnmögiger Hängeleuchter mit Hornlaternen, der, aus Lilienfeld stammend, sehr späte Formen der Gothik zeigt.

Um die Zeit des genannten Autors, die wir nach den englischen Gelehrten als das elfte Säculum annehmen, ist in Deutschland bereits erfreuliche Blüte der Glasindustrie wahrzunehmen; das erste Zeugnis ist die Schrift dieses Mönches eben, dann zahlreiche Erwähnungen deutscher Dichtungen, welche allerlei Gefäße und

Geräte, Fensterverschluß, Malerei, im 12. Jahrhundert auch schon Spiegel, als etwas ganz Gewöhnliches beschreiben. Endlich stammen aus dem 13., wie die Leser dieser Mitteilungen aus der Besprechung von Cecchetti's Schriftchen über Glasfabrikation in Murano sich erinnern werden, bereits mehrere Verwarnungen der venetianischen Behörden, welche die Ausfuhr des Glasstoffes zu den fleißigen und in der Kunst geschickten Deutschen mit Strafandrohung verhüten wollten. In Oesterreich, welchem die Verfasser mehrerer der genannten Gedichte entsprossen waren, mag es nicht weniger Kunstfleiß gegeben haben und auch auf diesem Gebiete einiges geleistet worden sein, wenn schon Berichte fehlen. Die Schilderung, welche Enkel von der feierlichen „hohzit“ zu Weihnachten (um 1222) entwirft, eine der frühesten Erwähnungen des Wiener Gewerbes, nennt übrigens unter den Handwerkern, die Leopold so reich beschenkten, Glasarbeiter nicht.

Erst mit Ende des 13. Jahrhunderts scheint die Glasfabrikation und auch die Kunst der Glasmalerei in die Hände der Laien übergegangen zu sein. Um diese Zeit finden wir in Klosterneuburg einen Baiern, Eberhard, als Wiederhersteller der Tafeln der *capella speciosa*, der kein Priester war, weil ihn die gleichzeitigen Quellen *vitriarius* ohne Hinzufügung eines *presbyter* oder *monachus* nennen, ferner Albrecht I. ihn für seine Verdienste mit Weinbergen beschenkte. Mit dem Uebergang in profane Hände erweiterte sich aber auch die Sphäre der Kunst, welche in kirchlichem Dienste nur zum malerischen Schmuck der Fenster Verwendung gefunden. Jetzt erst mag man, allerdings nicht zum ersten Mal, das Glas für Gefäße gebraucht haben.

Cecchetti hat uns die Geschichte von dem betrügerischen Meister de *Alemania* mitgeteilt, welcher Handwerksgenossen von Murano 1317 beredete, sich von ihm die Kunst der Spiegelfabrikation lehren zu lassen, und dann mit den Geldern der Gesellschaft durchging. In Wien existierten zur selben Zeit Fertiger von gläsernen Spiegeln, wie *Ottocar's* Reimchronik noch vor dem genannten Jahre bezeugt. Er erwähnt glaser und die *machent* spiegel.

In den Tagen, als die Vornehmen vom Goldschmiede ihr Schenktisch- und Tafelgeräte anfertigen ließen, die ärmeren aus Zinn- und Blechflaschen zu trinken gewohnt waren, gehören Trinkgläser noch nicht so zum Gewöhnlichen wie heute. In Frankfurt a. M. finden wir sie noch 1329 als Luxusgegenstand und Handelsartikel mit Zoll belegt, sie kamen also aus der Fremde. In den Zunftinventaren dieser Stadt sind fortwährend die Fabrikate der Flaschenschmiede als Gefäße genannt, aus denen man bei den Zusammenkünften zechte, nur zum Weinkosten finden sich gläserne erwähnt. Aus dem Folgenden aber wird klar, daß man bereits anderes als bloß Scheiben vom Glase anfertigte.

*) Nachdruck aus „Mitteilungen des k. k. Oesterr. Museums für Kunst und Industrie“, 6. Jg. 1870, Nr. 61, Wien, den 15. Okt. 1870, S. 247—251.

Die Fremden aus Deutschland und Frankreich, welche zu unaufhörlichem Verdrusse der Obrigkeit Venedigs und trotz aller Vorsicht und Strenge die Erzeugnisse von Murano in die Heimat zu bringen wußten, kaufen, wie die Urkunden besagen, fast immer das Glas als Stoff, d. h. die Bestandteile, *corporalia de vitro*. Dieses wurde erst bearbeitet und zum Schaden der Venetianer verkauft. Auch jene zweite Klasse von Verbrechern wider die beschränkte, ängstliche Monopolisierung der muranesischen Industrie, die argverfolgten Flüchtlinge aus dortigen Werkstätten, brachten Glaswaren aus Venedig in Umlauf, daher begegnen uns solche in Wien 1345 in einer Urkunde als eine nicht zum ersten Mal besprochene Sache. Es wird darin auf Anfrage über den rechten Verkaufplatz Bescheid gegeben und gesagt, daß man: „Alles das glaswerich das her zu wienn kumpt Es sey venedisch glas oder von wann man es daselbs her bringt das nicht waldglas ist Anderswo nindert vail haben noch verkauffen sol denn an der Rechttten Stat das ist an dem hohen markt Aber walt glas mag yeder vail haben vnd verkauffen wo er will.“ Und ebenso wird 1360 der Standplatz für alles „glas das man von Venedig herpringt oder von wannen man es herpringt“, angewiesen. Wir vernehmen somit von drei Gattungen, venetianischem, sonstigem fremden (vielleicht niederländischem), vendlisch Waldglas, augenscheinlich das geringste, worunter wohl die ersten einheimischen Versuche zu denken sein werden, schwerlich aber in so frühen Tagen schon Böhmisches, wie Einige dafürhalten.

Noch immer ruht diese Industrie aber in den Händen der Ausländer und wenn auch Keime einer einheimischen einzeln nachzuweisen sind, so haben sie sich nicht erhalten und vermochten, gleich so vielen Erscheinungen im Kunstleben in Oesterreich, bei der Ungunst der äußern Geschieke es zu keiner Entwicklung zu bringen. Rudolph IV., gelegentlich der Aufhebung der Innungen 1361, die Stadtverteidigungs-Aufgebote von 1405, 1457, 1461 gedenken einer besonderen Glaserzunft noch nicht, der nächste Name, der uns hier begegnet, ist jener des Venetianers Onofferus v. Blondio von Murian, also einer der Flüchtlinge, welcher den Nachstellungen entgangen zu sein scheint und das *mysterium vitreorum seu fiolariorum de Murano* in den Norden verpflanzte. Er war ansässig und versetzte 1428 sein Haus in der Kärnthnerstraße an Herzog Albrecht.

Ob die Stelle des Aeneas Sylvius (um 1453) *fenestras undique vitreas perlucens* einfach durchsichtige Glasscheiben oder das feurige Durchleuchten der Sonne in gemalten Tafeln bedeute, läßt sich nicht sicher entscheiden; das letztere wäre in einer Periode, deren Prachtliebe eben jene Beschreibung Wiens schildert, wohl zu glauben, da weiße Scheiben damals, wenigstens in reichen Patrizierwohnungen, wie hier gemeint sind, gerade nichts mehr seltenes waren.

Im folgenden Jahre erließ der Rat ein Aufgebot wider Wenko von Rukhenau und seine räuberischen Söldner. Unter den Handwerkern finden sich nun auch, neben den Malern und Goldschlägern, Glaser aufgezählt, desgleichen in der Ordnung des Fronleichnamzuges von 1463. Hier erscheinen zugleich aber auch noch die Sliemer, das sind, welche geöltes Papier zum Fensterverschluß für ärmere Leute bereiteten. Beide Arten, Glas und Oelpapier, bestehen noch lange neben einander fort, die Vermöglichen aber finden immer mehr Freude an dem teuern, ihrer Luxusliebe entsprechenden Glas. Bonfini, der in dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts Wien gesehen, unterläßt daher nicht, zu bemerken: „Alle Fenster haben Glastafeln“ und „Verschwenderisch zeigt sich die Pracht in Fenstern und Spiegeln, ja sie übertrifft jene der Alten.“ 1432 erscheint eine Familie mit dem Namen Spiegler.

Um diese Zeit finden wir den bedeutendsten Namen auf dem hier zu durchforschenden, kleinen Gebiete. 1486 den 28. November händigt Stefan Oen, Bürgermeister, und der Stadtrat dem Nicolaus Walch eine Urkunde ein, die ihn mit Ersam Weise anspricht. Er hat sich angetragen, „Glashütten zuzerichten vnd ze machen, vnd bey der Stat allerley Glasswerch als zu Venedig gearbaitt wirdet auch von seim gut vnd auf sein darlegen zu machen vnd das in gleichen kauff nach pillichkait zu geben, Daraus der Stat hie Er vnd nucz komen vnd entspringen sulle“. Dieser Antrag wird mit frewntschafft angenommen, der Meister auf zehn Jahre der Stadtsteuer enthoben „vnd annder mitleidung“. Man sieht, daß die erleuchteten Väter der Stadt mit vieler Freude einer für die Zukunft vielverheißenden Quelle der Industrie den Weg bahnten, welche gewiß zum ersten Male für Wien sich darbot. Der Meister baute nun im untern Werd, der nach einigen hievon den Namen Venedigerau erhalten haben soll, seine Glashütte nach Venedigerart.

Ich zweifle nicht, daß dieser Unternehmer ein Italiener war, obwohl die Quellen davon keine Meldung machen. Walch bedeutet der Wälsche, wie so viele genannt wurden, die aus Italien stammten, oder wenigstens dort geweiht hatten; so heißt der Meister, auf den, nach meiner Ansicht, Dürer in seinem zweiten Brief aus Venedig deutet, Jacob Walch und aber auch Jakob der Walch; Dürer fügt hinzu, daß die Bürger seines Wertes spotteten, er wäre hier (in Venedig) geblieben, wenn er „gut“ wäre. Der Buchdrucker Georg, welcher um 1479 in derselben Stadt arbeitete, heißt ebenfalls Walch; ein Maier N. Walch lebte 1442 in Nürnberg, doch kann ich von ihm nicht gleichfalls nachweisen, daß er in Italien sich aufgehalten. So wäre denn auch Niclas wahrscheinlich ein den Behörden Muranos Entkommener.

Ob die Hoffnungen des Meisters und seiner Gönner im Stadtrat mit Glück gekrönt wurden, ist uns verborgen; Gefäße oder andere Arbeiten

von Wiener venetianischem Glas sind unerwiesen, doch scheint die Unternehmung nicht sogleich verunglückt zu sein, da die Gebäude als „Glashut“ noch 1563 auf einem der Holzschnitte gezeichnet sind, welche gelegentlich der Heimkehr Maximilians II. von Frankfurt gefertigt wurden.

Von 1488 haben wir Kunde über einen Fall, welcher dartut, daß damals der Unterschied zwischen Glasmaler- und Glasfabrikanten-Zunft (wohl schon seit längerem) bestand. Der Glasmaler Hans Rat, meldet die Oberkammeramts-Rechnung, erhält 12 Pfund, zugleich werden tausend Glasscheiben gekauft von Jorigen Glaser.

Die hierauf erfolgende Abnahme der Glasindustrie, welcher später gerade in Oesterreich eine so hohe Entwicklung bestimmt sein sollte,

die im 16. Jahrhundert aber die erste Stufe hiezu noch lange nicht betreten hatte, hängt wohl mit der immer geringer werdenden Freude an Glasmalerei, andererseits mit der immer mehr wachsenden Vorliebe für Bergkristallgefäße zusammen. An Versuchen fehlte es zwar nicht, aber sie waren vom Glücke nicht begünstigt, wie z. B. die Errichtung einer italienischen Glasfabrik in Weidlingau bei Wien, welche unter Ferdinand I. dessen Waldmeister Pithy unternommen hatte.

Ich zweifle nicht, daß eine größere Beachtung der österreichischen Malerwerke auch hier einiges Material liefern würde. So steht z. B. auf einer Tafel der Belvederegalerie (Tod Maria's) neben einer sehr schön geformten Zinnkanne ein niederes Trinkglas mit nabelförmig erhöhtem Boden etc. etc.

Glasveredelung in alter und neuer Zeit.

(1. Vortrag der 11. Glastechnischen Tagung, Wien.)

Von Prof. W. v. Eiff, Stuttgart.

Sprechen wir von Veredelung, so sind wir dessen sicher, daß ein Urbedürfnis des Menschen in Tätigkeit ist, nämlich: eine gegebene Masse so zu bearbeiten, daß sie die Bezeichnung des Edelen verdient. Nun ist aber ein solcher Begriff aus dem Menschen selbst gewonnen; es ist eine innere, eine seelisch-geistige Angelegenheit, die zu einem solchen Urteil führt, und wir müssen nach Stützen dafür suchen. Dabei will es oft so scheinen, als ob der Satz Gültigkeit bekäme, über den Geschmack, über die Meinung, ob etwas schön und edel sei, darüber ließe sich streiten. Man kann glauben, die Meinung über einen Edelgegenstand sei eine rein persönliche Sache, die je nach Autorität, Glück und Umständen auch gelegentlich Allgemeingültigkeit erhalten kann, deren gesetzliche Begründung aber, die ja gerade uns heutigen Menschen so viel bedeutet, nicht möglich, vielleicht auch nicht nötig sei. Nun gibt es aber seit etwa 150 Jahren (streng genommen) eine Wissenschaft vom Schönen, die Aesthetik. Diese Wissenschaft ist uns heute zum ständigen Bedürfnis geworden, obwohl man auch früher schon nach Grundregeln und Prinzipien, die den Künsten zu Grunde liegen, geforscht hat, wie wir dies aus Versuchen von Aristoteles u. a. kennen. Der heutige Mensch sucht, wie in allem, so auch hier, nach Grundregeln und Gesetzen, die dem Reiche des Schönen das Fundament geben, auf dem dann in Freiheit der künstlerische Mensch sich betätigen dürfe. Man sucht diese Gesetze, weil man annimmt, daß sie in den Dingen selbst allgemeingültig vorhanden sind. Eine andere Auffassung ist die, daß man an-

nimmt, von Zeit zu Zeit käme ein umfassendes Genie und gäbe uns, gewissermaßen aus dem Nichts heraus, durch seine Werke ein Fundament, auf dem dann auch Mit- und Nebentalente für ihre Arbeiten Beurteilung finden können. So verehrungsvoll wir zu einem solchen Gnadenvollen aufschauen könnten, so sehr wehren wir uns heute als moderne Menschen gegen die etwaige Alleingültigkeit einer solchen Annahme, und wir erinnern uns der Worte von Albrecht Dürer, welcher sagt, daß die Kunst in der Natur liege, und wer sie herausreißen könne, der besitze sie. Es ist mehr die Stimmung des Dürerschen Ausspruches, welche den heutigen strebenden Menschen anspricht, weil unser Wille und unsere Liebe zur Sache dadurch erfaßt werden. Diese Stimmung scheint sogar geeignet, auf unser künstlerisches Suchen und Streben, wie wir es heute treiben, Licht zu werfen; denn es trifft den Kern modernen Wesens, nämlich, daß wir durch Aktivität erst die Möglichkeit einer etwa einstrahlenden Gnade schaffen müssen. Der alte Grundsatz des heiligen Benedikt: beten und arbeiten, erscheint bei Dürer so, daß die Betonung auf dem Worte arbeiten liegt. Lassen wir also eine Edelarbeit, ein Kunstwerk auf uns wirken, so gehen wir im Aufnehmen den Prozeß rückwärts durch, den der Schöpfer, von anderer Seite kommend, tätigte, und wir finden uns mit diesem selbst im Kunstwerk zusammen. Wir haben, aus dem Zustand stiller Hinnahme kommend, den Lebensschwung eines künstlerischen Menschen in uns aufgenommen. Diese Begegnungen erhöhen unser Eigengefühl.



Bild 1. Bergkristall mit Reliefschnitt. Porträt: Professor Dr. Pazaurek.
Etwa $\frac{2}{3}$ nat. Größe.